

## Freiherr von Sey

Im dem Leben des Freiherrn Alfred von Sey war eigentlich nichts bemerkenswert als die Art, wie er starb. Unser Zeitalter, das von jedem Menschen eine bestimmte Summe von Arbeit und Leistung fordert, war bei ihm nicht auf die Rechnung gekommen. Er gehörte zu jenen oft lebenswürdigen, meist unruhigen Männern, die in der Blüte ihres Körpers, in der Führung zahlloser kleiner Liebes- und Gesellschaftsintelligenz eine Lebensaufgabe sehen. Der militärische Dienst war ihm bereits als Oberleutnant zu beschwerlich geworden, und die Verwaltung seines stattlichen Vermögens sorgte er nur dadurch, daß er niemals eine Karte anrührte. Es gab Leute, die seine Energie in diesem Punkte bewundern; andere betrachteten freilich, daß er auch das Spiel als eine Arbeit betrachtete, die er unter allen Umständen vermied.

So war es denn nur der Frauenliebhaber, dessen Nähe ihm lohnend schien. In diesen Tändeleien zerrann sein Leben. Frauenjäger sehen wie Ärzte und Rechtsanwälte tief in das Leben. Ihm erschien es nie bitter oder verächtlich, und selbst als erfahrener Jäger begnügte er den Frauen mit einer natürlichen Zartheit, die ihn oft gerade das Kostbarste gewinnen ließ. Er eroberte Frauen, deren stiller und erfrischer Hauber gemüßigter Verführer mehr schreckt oder langweilt als reizt. Das Geheimnis seines Erfolges lag in der unverfälschten Sittlichkeit seines Gefühls, das er jedem neuen Gegenstand seiner Liebe entgegenbrachte. Waren auch seine Haare stark ergraut, in den geschmeidigen Bewegungen seines Körpers, in der von seiner Falte entstellten Färbung des wohlgebildeten Gesichtes lag etwas unzertrennbar Junges.

In seinem fünfundsünfzigsten Lebensjahr erhielt er in einem Duell einen Risikenschuß, der die Brust durchbohrte. Zwar gelang es den Ärzten, die Wunde zu heilen, aber aus dem blühenden Manne, der bisher als ein Biergärtner gegolten hatte, war plötzlich ein Greis geworden. In einem Babort des Lebens lebte er die kurze Spanne zu Ende, die ihm noch vergönnt war.

In seinem Kreis hatte das Schicksal des Freiherrn die herzlichste Teilnahme hervorgerufen; einer seiner jüngeren Freunde, ein Arzt, schenkte sogar die weite Reife nicht und suchte ihn auf, um ihm die Zeit zu vertreiben. Als er in dem Hotel nach dem Freiherrn fragte, fand er ihn nicht zu Hause. Nachdem er selbst ein Zimmer bezogen, schlenderte er auf gut Glück in den Kuranlagen umher, und es war nicht schwer, den Kranken zu finden. Er lag ihm bald an einem stillen, mit blühenden Blumenbeeten umgebenen Platz. Der Freiherr lag im Rollstuhl. So traurig der Anblick der gebrochenen Gestalt war, es war etwas Frohes und Begegnendes in dem Bild; denn um ihn herum standen und saßen fünf junge Frauen. Der Arzt jögerte, näherzutreten; aus dem heiteren Lachen der Gesellschaft schloß er, daß der Kranke, wie in gesunden Tagen, durch irgendeine anmutige Geschichte seine Freundinnen aufs beste unterhielt. Dann worte er auch das leise Nüchtern des Freiherrn. Seine Stimme war schwach geworden. Erst als die Erzählung zu Ende war, trat der Arzt dem Kreise näher.

Die Ueberraschung des Freiherrn war so groß und herzlich, daß die Damen sich sofort zum Gehen ansetzten. „Sie verabschieden mich da das Schöne, lieber Doktor. Und ich bin ein blühendes Paradies mit meiner Zeit geworden. Um Ihrer lieben Freundlichkeit willen sei Ihnen der Raub verziehen.“

Während der Arzt die Grüße der anderen Freunde aussandte, ließ sich Freiherr von Sey von seinem Diener zu einem anderen, höher gelegenen Platz fahren, den er besonders liebte.

„Hier sehe ich das Tal heuer und glücklicher, und ich bin den oberen Regionen ein paar Meter näher. Man kann nicht wissen — ich habe mich immer gern auf einen neuen Zustand vorbereitet.“ Er sagte es lächelnd und frei, als spräche er von einer Luftveränderung.

Der Arzt sah ihn sehr ernst an und sagte: „Dann war es ja um so schmerzlicher, daß Sie das Schicksal blödsinnig traf.“ Freiherr von Sey lachte herzlich, wie über den besten Spas.

„Lieber Doktor, kannten Sie mich so schlecht? Das bringt der Betrieb mit sich. Ich habe nicht das erste Mal vor dem kurzen Feuerrohr gestanden. Ich prahlte nicht gern, aber es war doch Zufall, daß erst die antichine Kugel traf. Vielleicht — er wurde ernst, aber nur ein wenig — „hatte ich die schon längst verdient. Das sind so Geschichten. Doch gesteht mir ich

immer. Sehen Sie, Doktor, die Frauen haben mich über die Jahre hinaus jung und kraft erhalten. Dann kam eine und gleich das wieder aus. Nichts weiter.“

Der Arzt berührte seine Hand leise und sagte: „Nein, Baron, daß eine Frau Ihrem Leben mal eine entscheidende Wendung geben würde, daran hat niemand zweifeln mögen. Aber von uns hätte Sie anders gewünscht! Aber daß es diese Frau war, hat manchem wehgetan. Und wir haben uns gesagt: der Gegenstand war dieses Aufwandes nicht würdig.“

„Nun wurde der Freiherr sehr ernst. „Ihr kommt doch aus dem Willkürtum nicht heraus. Was soll's denn mit der Würde? Sie sind Arzt; halten Sie den Bazillus für würdig oder für unwürdig, der sich in die Lunge eines Freundes kriecht? Bei mir war's eine Kugel oder ein Weib. Und dann: Macht nicht immer solche Unterschiede! Wenn man alt und erfahren ist wie ich, dann kann man schon mehr im allgemeinen sprechen. Das tut ihr nun freilich auch, in einer derben und verächtlichen Weise. Ich bin aber zu dem entgegengefügten Ergebnis gekommen, und ich sah ein Stückchen Heiligkeit in jedem Weibe.“

„Das habe ich nie begriffen, Baron.“

„Ja, ihr Ärzte. Beweisen kann man das auch am wenigsten. Ich weiß, wie ich sah. Die arme Frau war manchem recht, und damit glaubt jeder spotten und sich brüsten zu dürfen. Wer das tut, gehört eben vor die Pistole.“

„Und schießt Sie in die Brust.“

„Dagegen ist freilich nichts zu machen.“

Die beiden Männer schweigten eine Weile und blinzelten in die Sonne, die hinter Dümmelnern verfiel.

„Hier oben nehme ich von jedem Tage Abschied. Mein Leben war nicht Mühe und Arbeit, aber es war lässlich. Ich trug die Frauen in meinen Händen wie einen Kranz bunter Blumen. Manche wußte, manche flocht ich hinzu. Ich trug auch andere seltener und besonderer Art; die tat ich gar nicht immer in den Kranz. Es sind doch die schönsten Geschichten, in denen gar nichts vorgeht, nichts als ein Gruch oder ein wärmerer Schein des Auges, der Dank für ein hübsches Wort oder für eine Geste. In diesem stummen Spiel geben sich die Herzen das Tische, und nur, wenn wir die Anweisungen auf das geringste Maß zwingen. Können wir sicher sein, daß dieses Wenige edel ist. Wäre ich ein Dichter gewesen, ich hätte Romanen geschrieben. Keine von den lauten Schreibern, wie man sie wohl mal sieht. Ein Reigen, ein Lächeln, ein Heben der Hand, das ist alles.“

Die Sonne war untergegangen, der Himmel noch hell. Das Tal lag in tief grünem Schatten, und die weichen Säuler wurden grau.

„Wir wollen nun langsam zu den Menschen zurück. Mein Dankschreiben wartet mich — die Frauen. Machen Sie sich, Doktor, auf nichts Besonderes gefaßt. Aber wer den Blick am Edelsten gefaßt hat, der sieht auch in allem, was am Wege köhlt, den Reiz. Es gibt nichts gewöhnliches auf der Welt. Und nur die gewöhnlich, die stumpf, dumm und undankbar sind.“

Freiherr von Sey lebte noch fast ein volles Jahr. Dann starb er schwer, doch ohne Klage.

## Turnen, Spiel und Sport

### SVB. Conweiler — Jahresbericht 1933

Mit dem Abschluß des Jahres 1933 konnte der SVB. Conweiler auf ein zweijähriges Bestehen zurückblicken. Wanderlei hat der Chronik vom zweiten Lebensjahr angezeichnet; davon nur einige: Am Anfang des Jahres 1933 steht, gleichsam als Türschwanz: „Neujahr, Rotzspiel Conweiler — Schwann 2:2, abgeführter Reinertrag 15.— RM. Am 7. und 8. Januar nahmen vier Mitglieder an einem Leibesübungslehre teil. Im Vorfrühling wurde der kleine Sportplatz erweitert, jedoch er jetzt 100 Meter auf 60 Meter mißt. Diese höhere Vergrößerung hinterließ — leider nicht für alle sichtbar — in der Vereinskasse eine Untertemperatur von mehr als 500 unter 0. Am 7. April fand die ordentliche Generalversammlung statt. Aus den Berichten war u. a. zu entnehmen: Der Verein zählt rund 140 Mitglieder. Die Beitragsleistungen sind ein Gradmesser der Notzeit. Die 1932 angegliederte Schüler-Abteilung erfordert (wie die Jugendabteilung auch) viel Arbeit und Geld. Da ein gesunder, ge-

schulter Nachwuchs jedoch für die Zukunft des Vereins von allergrößter Bedeutung ist, wird den beiden Abteilungen noch mehr Fürsorge zuteil... Die Wahl erbrachte die einstimmige Wiederberufung des 1. Vorsitzenden Hehrer Weber-Zieb und die Befähigung der Mehrzahl der übrigen Vereinsamtsmitglieder. — Regelmäßige Übungszeiten wurden festgelegt und durch die Übungsleiter betreut. Die Aktiven hatten ferner Gelegenheit, ihre fußballerischen Kenntnisse unter Leitung von Herrn Haas, Germania Brötzingen, zu erweitern. In den Frühjahrswochläufen am 7. Mai wurden vier Mitglieder entsandt. Dabei konnte Eugen Obrecht beim Einzellauf der Senioren den 2., die Schüler im Mannschaftslauf den dritten Platz belegen. Am Jugendtag (28. 5.) nahmen Jugend- und Schülermannschaft teil. Die Jugend erreichte gegen Birkenfeld ein ehrenvolles 0:2, die Schüler konnten gegen die des 1. FC. Forstheim 1:1 spielen. Im Mai wurde auch der Verwaltungsapparat des Vereins vereinfacht. Am 2. Juli fand die Platzneuweihe in einfacher Form statt. Am 21. Juli wurden die Vereinsmeisterschaften durchgeführt. 54 Mitglieder nahmen daran teil, und manche beachtliche Leistung wurde erzielt. Den Abschluß bildete ein 7 km.-Geländelauf: „Kund um Conweiler“, der jedes Jahr wiederholt wird. Diesmal ging unser Mitglied Otto Bader als erster durchs Ziel. Auch der hiesige Turnverein, die Feuerwehrlaufe und der Gesangsverein „Freundschaft“ wirkten an der Veranstaltung mit. Ein schöner Tag! Durch die ordentliche Mitgliederversammlung am 2. Juli wurde dem abweisenden 1. Vorsitzenden einmütig volles Vertrauen ausgesprochen. Die Wahl ergab die Ernennung zum Vereinsführer. Er ernannte seine Mitarbeiter, und die Gesamtverwaltung wurde von der maßgebenden Behörde bestätigt. — Am 2. September starteten anlässlich der Jubiläums-Beitragsspiele des „Rugby-Club-FC. 08. Forstheim“ mit Vertsch, Stuttgart, Delber 1. St., Delber 2. St. und anderen deutschen Spitzenkämpfern unsere Mitglieder C. Obrecht und O. Bader im 3000 Meter-Lauf. Bader konnte mit 9:43 den 6. Platz belegen, auch Obrecht blieb unter 10 Minuten. — An den Pflichtspielen nahmen 6 Mannschaften teil. Die Anordnung im DFB trennte uns von der Forstheimer Ecke, wir wurden in den Gau XV Württemberg Kreis 6 Nördlicher Schwarzwald eingegliedert. Zwei Mannschaften traten in der 2. Kreisklasse Gruppe 1a, zwei in der 2. Kreisklasse Gruppe 1b, eine Jugendmannschaft in der Pflichtabteilung dieser Abteilung und eine Schülermannschaft in ihrer Klasse. An den Herbstwochläufen in Birkenfeld am 8. Oktober nahmen 14 Mitglieder teil. Jugend B und Jugend C belegten im Mannschaftslauf jeweils den dritten Platz. Den schönsten Erfolg des Jahres errangen unsere jungen Senioren. Im Hauptlauf über 56 Kilometer ging bei mehr als 30 Beteiligten Otto Bader mit 18:10 Minuten als erster durchs Ziel; Ernst Conzelmann belegte den 2., Eugen Obrecht den 6. und Ludwig Schifferle den 7. Platz. Durch diese günstige Platzierung fiel auch der 1. Preis im Mannschaftslauf unserem Verein zu. Ueber die Spiele des Jahres 1933 gibt die untenstehende Tabelle Aufschluß. Eines geht daraus klar hervor: Die anderen Sportvereine schenken ihrem Nachwuchs nicht die genügende Beachtung. So kommt es, daß unsere Jugend, wenn sie sich spielerisch betätigen will, meist gegen fürberlich viel stärkere Gegner antreten muß, was ihr natürlich Niederlagen einbringen muß.

Mannschaft	Spieler	Gew.	Heimisch	Verloren	Zug
1. Mannschaft	40	16	7	17	94:111
2. Mannschaft	35	18	5	12	80:60
3. Mannschaft	24	13	5	6	89:55
Jun. und Jugend	22	2	6	14	26:68
Schülermannschaft	16	11	2	3	48:23
	137	60	25	52	387:315

Reizvoll ist auch die Dorfstellung aller Spiele seit Vereinsgründung:

1. Mannschaft	86	32	11	43	211:286
2. Mannschaft	70	32	11	27	170:129
3. Mannschaft	39	21	7	9	127:80
Jun. und Jugend	44	9	12	23	96:109
Schüler	24	18	2	4	87:32
	263	114	43	100	661:616

An größeren Veranstaltungen sind in Aussicht genommen: Am 1. 2. 34 Vereinstag. Am 20. und 21. 5. 34 und am 24. 6. 34 Fußballturniere. Am 22. 7. 34 leichtathletische Vereinsmeisterschaften.

Neue Aufgaben warten unser, wir fürchten sie nicht! Vereinsführung.



Ein fröhlicher Roman von Anton Schwab

Die Frau Oberleutnant begann: „Ich habe vor vierzehn Jahren meinen Mann geheiratet, der vor vier Jahren gestorben ist. Unsere Ehe war kinderlos. Ich war die zweite Frau und mein Mann brachte ein achtjähriges Mädchen mit in die Ehe. Sie heißt Lotte. Wir leben auf unserem Gut Bernsd. Meine Stieftochter ist zu einem bildschönen Mädchen herangewachsen und hat in unserer Einsamkeit wenig Gelegenheit gehabt, Männer kennen zu lernen.“

„Ich verstehe, gnädige Frau!“

„Meine Stieftochter und ich verstanden uns ausgezeichnet. Wir sind wirklich wie Mutter und Tochter; ich möchte nicht etwa das Kind verheiraten, um von ihr frei zu sein. Lotte weiß überhaupt nichts von meinen Plänen. Ich las zufällig Ihre Anzeige, sie machte einen guten, seriösen Eindruck auf mich und da ich sowieso in Berlin bei einer Verwandten zu Besuch bin, beschloß ich, Sie aufzusuchen. So, das ist alles. Ich möchte das Kind recht gut verheiraten, glücklich verheiraten. Es muß nicht heute oder morgen sein. Lotte ist sehr verständig. Ihr fällt einmal fast das ganze Vermögen zu. Ich bin selbst auch vermögend und brauche nichts vom Besitze meines Gatten, der auch mein zweiter Gatte war. Es liegt mir natürlich nicht daran, sie mit irgendeinem vermögenden Mann in glänzender Stellung zu verheiraten. Es muß eine Liebesheirat sein. Ich weiß nicht, ob das auf diesem Wege möglich sein wird.“

Frank verbeugte sich.

„Es ist möglich, gnädige Frau, wenn die suchenden Partner Geduld haben. Ich möchte eigentlich nur Liebesheiraten stiften.“

Er erzählte ihr freimütig von sich, was er früher war und wie er durch die Tochter auf den Gedanken gekommen sei. Sie hörte ihm aufmerksam zu.

„Wie sind Ihre bisherigen Erfolge, Herr Rottter?“

„Ganz ehrlich gesagt, gnädige Frau... es sind überhaupt noch keine vorhanden. Ich hatte mir diesen nicht leichten Beruf etwas anders vorgestellt. Ich habe mir gedacht, daß es mein Beruf sein würde, Menschen, die das Glück suchen, denen es aber die Umstände nicht erlauben, den rechten Menschen zu finden, zusammenzuführen. Ich habe auf meine Anzeigen in den verschiedenen Blättern eine Unmasse Aufschriften bekommen, aber nur der kleinere Teil war erfreulich, bei den meisten ging es um das Geld, um die gute Partie. Glauben Sie mir, ich habe mich manchmal für manchen Geschlechtsgefährten geschämt. Er hat eine gute Stellung, ist vielleicht Direktor in einer Fabrik mit 1000 Mark Monatsgehalt und nun tut er es nicht unter 100 000 Mark. Nein, er fühlt sich als Herr der Schöpfung und kennt seinen Preis. Auch bei den Frauen ist es so, aber nicht ganz so schlimm. Meist ist es um die gute Partie, meist diktiert die reine Bequemlichkeit den Willen zu heiraten, man will die Person opfern, um in bessere Lebensverhältnisse zu kommen, ohne Arbeit.“

„Und das verurteilen Sie? Das ist sehr anständig von Ihnen gedacht und stärkt mein Vertrauen. Aber auf dieser Basis wird es Ihnen sauer fallen, Geld zu verdienen.“

Frank nickte. „Das befürchte ich auch. Aber ich kann nicht anders. Sehen Sie, gnädige Frau, meine Frau ist nun viele Jahre tot. Wir hatten uns sehr lieb und waren unendlich glücklich. Ich zehre heute noch von dem Glück,

das ich einst besaß. Für mich ist eine Ehe eine heilige Sache und ich verstehe zwar, daß man beim Heiraten dem Grundgesetz gleich und gleich gestellt sich gern Rechnung tragen soll. Es ist nicht gut, wenn die Gegenfüße in der Art oder der gesellschaftlichen Stellung zu stark sind, aber über allem muß doch der Wille zum Glück, die Liebe, stehen.“

Sie sah ihn dankbar an.

„Sie machen mir Freude, Herr Frank. Ich weiß, daß ich an der rechten Schmiede bin. Wie alt sind Sie, Herr Rottter?“

„Sechshundvierzig Jahre, gnädige Frau. Warum fragen Sie?“

Sie lächelte fein. „Sechshundvierzig? Ihre Anschauungen sind so edel wie die eines Junglings.“

Frank lachte kein junges strahlendes Lachen.

„Ach, gnädige Frau, ich bin ja auch noch so jung, was besagen die Jahre? Ich habe mein Leben nicht verschwendet, mir war es das kostbarste Gut und es hat's mir gedankt und die Jugend und das Leben gelassen.“

„Ich bin auch nicht mehr die Jüngste, ich bin neununddreißig!“

„Und nehmen es doch mit der Jüngsten an“, sagte Frank lebensmüde. „Seien Sie mir nicht böse, gnädige Frau, aber ich glaube, daß Sie meine Dienste in Anspruch nehmen würden.“

Frau Irene lachte, silberhell perlte es.

„Nein, vor dem dritten Mal habe ich Angst. Meiner ersten Gatte verunglückte auf der Jagd nach kurzer Ehe tödlich. Ich heiratete dann den Major von Bernsd, und unsere Ehe, die schon infolge des Altersunterschiedes mehr auf Freundschaft aufgebaut war, hat sich glücklich gestaltet. Nun noch ein drittes Mal, nein, das wage ich nicht.“

Fortsetzung folgt.

# Die SA erober Berlin

Ein Tatsachenbericht von den Kämpfen der NSDAP. um die Reichshauptstadt von Wilfrid Bade.

Copyright 1933 by Verlag Knorr & Reich, G.m.b.H., München

17

Sie selber blieben in ihrem alten, bescheidenen Lokal sitzen. Warum sollen sie von hier weggehen, wo ihre Heimat ist? Hier haben sie viele Nächte ruhig und gesichert geschlafen, wenn die Kommune draußen ihnen auflauerte. Hier haben sie ihre Flugblätter hergebracht und aufgekapselt und untereinander verteilt, und von hier aus zogen sie damit los. Hier haben sie an endlosen Abenden ihre kleinen Versammlungen gehabt und sich miteinander getreut, wenn es gut ging und sich gegenseitig getröstet, wenn es schlecht ging. Hier haben sie sich umhüllende Mäntel der ersten Rotverbände angelegt, wenn einer etwas abbekommen hatte. Hier haben oft die bleichen Lippen der verwundeten Kameraden nach Wasser gestammelt. Hier haben sie sich angeschminkt, wenn sie sich gegenseitig nicht gesehen, und hier haben sie Freundschaften fürs Leben und manchmal bis in den Tod geschlossen. Hier haben sie gegessen, getrunken, geschlafen wie in einem behüteten Elternhaus.

Und deshalb gehen sie auch an diesem Abend, der die Entscheidung bringt, aus dieser Heimat nicht weg. Hier wollen sie die allerletzte Nachricht und die allerletzte Endziffer hören.

Und endlich, als sie schon vor Mattigkeit kaum mehr die Augen offen halten und die Lippen zum Reden auseinanderbringen können, endlich kommt die klare Stimme des Anführers aus dem Lautsprecher:

„Meine Damen und Herren, wir geben Ihnen das vorläufige Gesamtergebnis bekannt. Es erhalten an Mandaten die Nationalsozialisten zweihundertdreißig...“

Wetter kommt der Lautsprecher nicht mehr. Ein einziger großer Ausschrei knallt durch das Sturmlokal, ein lautes ersticker Schrei des jubelnden Schreckens und ein Schrei des ungeheuren Stolzes.

Zweihundertdreißig Sitze im Reichstag! Fast 14 Millionen Stimmen!

Und damit die stärkste Partei!!!

Und während aus dem Lautsprecher das Deutschlandlied ertönt, stehen in ihrem bescheidenen Sturmlokal die SA-Männer des Sturmes 34, verstaubte und ermattete junge und ältere Männer, mit von den Anstrengungen abgemagerten Gesichtern, mit hundemüden Gliedern, mit trockenem Halss, mit brennenden entzündeten Augen, mit Kleidern, die seit drei Tagen nicht mehr vom Weide heruntergekommen sind, mit vom vielen Laufen schmerzenden Fußsohlen... stehen wie eine Mauer, auf einmal wach und frisch und hochaufgerichtet und über das Deutschlandlied hinweg braut wie ein eherner Choral das heilige Lebens- und Sterbelied:

„Die Fahne hoch, die Reihen fest geschlossen, SA marschiert mit ruhig festem Schritt; Kameraden, die Rotfront und Reaktion erschossen, marschieren im Geist in unsern Reihen mit!“

Und in die feierliche Stille hinein, die dann folgt und in der sie sich gegenseitig schweigend ansehen, diese Feldsoldaten Adolf Hitlers, von denen jeder und jeder getreu war bis in den Tod, in diese Stille hinein schluchzt auf einmal Schulz mit unfähiger heiserer Stimme: „Kinder, Menschenkinder... Wahlschulden haben wir ja doch... id meene...“ und seine Stimme schnappt über vor Nahrung, Stolz und wahrstimmiger Freude, „id meene... zweihundertdreißig jetzt geb ich eine Stubenlagell... und noch eine... für den ganzen Sturm... Mensch, Mensch...“

Und jetzt bleibt Schulz die Stimme ganz weg.

In dieser Nacht bleibt der Sturm 34 noch sehr lange zusammen und von Müdigkeit ist keine Rede mehr. Und als der Morgen zu den Fenstern hereindämmert, springt Herrmann auf einen Stuhl, glühenden Gesichts und schreit, daß ihm beinahe die Stimmbänder platzen: „Unser Führer, dem Reichskanzler Adolf Hitler, ein dreifaches Sieg... Heil! — Sieg Heil! — Sieg Heil!“

„A wie könnte es auch nun anders kommen, als daß der Führer die Regierung übernimmt. Auch Schulz zweifelt nun nicht mehr daran. Er erinnert sich wie die anderen, daß es parlamentarische Gepflogenheit ist, dem Führer der stärksten Partei die Regierungsbildung zu übertragen. Und morgen wird also Adolf Hitler Kanzler sein.“

Der Morgen kommt und der Mittag kommt und Adolf Hitler wird nicht deutscher Reichskanzler. Man macht eine Ausnahme. Man bietet ihm den Posten des Vizekanzlers an.

Der Wagen des Führers, der vor dem Hotel Kaiserhof steht, ist dicht umlagert von der SA. Es geht das Gerücht, daß sogar einige enge Vertraute dem Führer geraten haben, nachzugeben und den Spieß in der Hand der Laube auf dem Dache vorzuziehen, wie es seit alters her Brauch aller abmündigen, klugen und weisen Menschen gewesen ist.

Die SA vertraut, sie glaubt nicht daran. Dafür hat sie nicht 300 Tote und 30 000 Verwundete hergegeben.

Und als der Führer aus seinem Hotel herauskommt und den Wagen besteigt, um in die Reichskanzlei zu den Verhandlungen zu fahren, da laufen tausend und tausend Arme und Hände der treuen SA zum Himmel, beschwörend, bittend und tausendfach brausen die Rufe über den Platz: „Weiß hart!!!“ — „Führer, gib nicht nach!“ — „Alles oder nichts!“

Und der Führer sieht einen Augenblick über seine SA hinweg und lächelt ihr zu und dann hebt er seine Hand. Und in seinem männlichen Gesicht ist ein unvergeßlicher Ausdruck von Entschlossenheit.

Die SA weiß Bescheid.

Sie weiß vor allem und erstens und letztens, daß ihr Führer das Wort Kompromiß nicht kennt.

Auch die SA kennt es nicht und damit ist alles gut.

Im Hochsommer ereignet sich der Zusammenstoß von Potempa.

Einige Zeit vorher hat die Regierung, nicht zuletzt auf das heilige Drängen der SA-Führer hin, eine Rotverordnung erlassen, die scharfe und schärfste Strafen auf politischen Terror setzt.

Dem die Führer der SA haben keine Lust, ihre besten Leute durch die feigen Rotverordnungen der Kommune zu verlieren.

Die fünf schlesischen SA-Männer werden verhaftet und vor ein Sondergericht gestellt, vor eines jener Sondergerichte, die gegen bolschewistische Mörder vorgehen waren.

In allen SA-Stürmen des Reiches ist stiller Alarm ohne Kommando. Niemand hat einen Befehl dazu gegeben, aber sie halten sich am Tage, da das Urteil ausgeprochen werden soll, zumißt in ihren Sturmlokalen auf. Sie wissen, daß Sondergericht bedeutet: auf Tod und Leben.

Es geht um den Kopf ihrer Kameraden. Am 22. August wird das Urteil gefällt.

... verurteilt zum Tode ...  
... verurteilt zum Tode ...  
... verurteilt zum Tode ...

Fünf Angeklagte, fünf Todesurteile.

Ein einziger Enttäuschungssturm geht durch die SA, aber auch durch die ganze Partei, aber auch durch das ganze Reich. Die Herzen des Sondergerichts müssen von allen guten Geistern vollkommen verlassen gewesen sein. Fünf patriotische, laubere, ehrliche Männer, die im Kampfe gegen den bolschewistischen Wahnsinn, gegen das teuflische Zerkünderungsprinzip, das die Welt je erkunden hat, Kämpfer, sollten den Kopf verlieren.

Daß der Sturm 34 außer Rand und Band war und einer wie der andere wie ein Tiger im Käfig in der Sturmbude herumrannte, ist zu begreifen. Bis Schulz in den Tumult einen ganz schlichten, einfältigen und frommen Satz sagt.

„Loh man“, sagt er ruhig. „Loh man. Der Führer host sie schon raus.“ Und keine SA-Männer starren ihn einen Augenblick betrosen an und werden etwas stiller.

Anders wird in den Berichten der Vorkämpfer der gerichtete Volkswille fast ein Heiliger und die fünf verurteilten SA-Männer werden jadisliche Bestien, die man austrotten muß.

Mitten hinein in diese Orgie von Mut, Haß, Schadenfreude, Vergebung und Schmutz schlägt ein kurzes Telegramm.

Dieses Telegramm ist aufgegeben in München, wurde empfangen in Potempa, dem Sitz der Prozeßhandlung und war adressiert an die fünf zu Tode verurteilten SA-Männer und war unterschrieben von Adolf Hitler.

Das Telegramm lautet:

„Meine Kameraden!

Anfänglich dieses ungeheuerlichen Bluturteils fühlte ich mich mit euch in unbegrenzter Treue verbunden, eure Freiheit ist von diesem Augenblick an eine Frage unserer Ehre, der Kampf gegen eine Regierung, unter der dieses möglich war, unsere Pflicht.“  
Adolf Hitler.

Schulz liest dieses Telegramm seinen SA-Brüdern vor. Diesmal durchbraut kein Jubelruf das Sturmlokal. Und auch Schulz sagt nicht ein einziges Wort als Kommentar dazu. In ihren Herzen aber hat sich mit diesem Telegramm der Begriff der Treue vollendet. Der Führer hat das Schicksal seiner fünf unbekannten SA-Männer in Schlesien in seine starken Hände genommen.

Jedes Wort, das über dieses Telegramm gewechselt wird, ist zu viel. Der Rucksturm in der gesamten SA ist mit einem Male erschrocken. Und noch der geringste und kleinste und unbedeutendste SA-Mann fühlt an einmal wie nie zuvor, daß ihm sein braunes Hemd, seine braune Mütze und sein Abzeichen

auf der Kravatte eine Garantie dafür ist, daß niemand, wer es auch sei, mit ihm Schindluder treiben darf.

Und dann kommt wieder eine Wahl und dann kommen wieder Verhandlungen und dann kommt wieder eine Ablehnung.

In der armen, gehegten und gequälten Presse, die nicht mehr aus und ein weiß vor Ratlosigkeit und Unentschlossenheit, ist ein jämmerliches Durcheinander.

Gerüchte werden angelegt, ausgekocht, düstert auf und zerplatzen. Kombinationen aller Sorten werden gebräut und schleunigst wieder ausgegossen.

Ministerlisten werden entworfen und wieder zerrissen.

Und schließlich liest man in der Presse, daß Deutschland ein Zollhaus geworden sei.

Aber inmitten der SA wird in dieser Zeit alles sauber und klar. Wer da schwach ist, läßt davon und das ist gut. Wer da laut ist, drückt sich in die Wäsche und das ist gut.

Und dann steht die SA eifern und unerschütterlich.

Sie denkt sich ihr Teil und wartet. Sie wartet auf das Kommando, mag dieses Kommando lauten, wie es will.

Rügen sie sich in den geheimnisvollen Zimmern der hohen Regierung und in den dümmrigen Stuben der Klüngel und Cliquen die Köpfe zerbrechen, bitte sehr. Mag Herr von Schleicher sich mit Gewerkschaftsbörsen beschäftigen und verhandeln, daß ihm der weiche Mund meh tut bitte sehr.

Die SA wartet, und ist bereit, zu marschieren.

Nicht gegen Herrn von Schleicher wird sie vielleicht marschieren müssen, das wird sich wohl kaum lohnen und wird kaum notwendig sein. Da gibt es aber noch einen Feind, der vernichtet werden muß. Mit einhundert Sitzen ist die Kommune noch im Reichstag der Republik vertreten und das ist der Feind, heute und gestern und die ganzen, langen vierzehn Jahre.

Und die SA marschiert.

Sie marschiert wieder einmal vor das Karl-Biedrich-Haus, an dem noch die blutdürstigen Transparenten hängen und über dem noch die roten Fahnen wehen.

Die SA macht ein Hehlager von 10 000 Mann aus dem Bälou-Platz. Es ist eine schweigende, ungeheure Dröckung vor der Entscheidungsschlacht. Und die braunen Soldaten betrachten das Haus, dieses riesige Hornissenest, in dem seit Jahren Wurm um Wurm organisiert wird, in dem Attentat um Attentat entworfen wird, in dem Aufruhr um Aufruhr angezettelt wird, Leberfall auf Leberfall geplant wird und Landesverrat um Landesverrat ausgekocht wird.

Sie sehen sich dieses Haus sehr genau an. Sie riechen die giftigen Dünste, die in dieser jüdischen, kommunistischen Zentrale aus jedem Fenster steigen und in jedes Fenster geht der Blick, zu den Dachsimen, die so verdammend passend für Maschinengewehrner ausgebaut sind, zu den massiven, dunkelredenden Säulen, die sich auf einen geheimen Druck automatisch verschließen, zu den schmalen Portierfenstern, die für elliiche Gewehrläufe wie geschaffen sind.

Die SA sieht sich das alles mit dem erschauerten Blick an, den der Straßenkampf geschult hat. Die SA hat auch heute keine Waffen, aber sie kann eine runde und glatte Garantie geben: fällt heute auch nur ein einziger Schulz, dann bleibt von diesem schönen Hause kein Stein auf dem anderen und die Horren mit den pfeifenden Konsonanten und den krummatischen Gesichtern werden braten müssen, wie einst die Separatisten im Rathaus zu Birmaßens. Die SA ist nicht zum Scherzen aufgelegt.

Aber es rührt sich nichts in dem Haus. Die Fenster sind verwaist, die Tore leer, die Dächer unbesetzt. Sie wagen nur in der Nacht zu morden.

Das Haus schweigt, trotzdem die braunen Soldaten Hitlers bis an die Mauern branden.

Und dann tritt Herr von Schleicher höchst verlegen zurück.

Der Sturm 34 tritt in seiner Unterkunft an. Jeder Urlaub ist gesperrt. Der Sturmführer Schulz führt ein hartes Regiment. Denn jetzt geht es aufs Ganze.

„Ich weiß noch 'a nicht“, sagt Schulz und hat einen ganz schmalen Mund vor Entschlossenheit. „Ich weiß nicht, was der Führer befehlt. Aber es geht los, verstanden! Und wer nich uf seinem Posten ist, der...“ Er spricht den Satz nicht zu Ende.

Die letzte Versammlung der Ortsgruppe ist am 28. Januar. Sie ist zwar seit langem eintreten, aber niemand ahnte, daß sie von solcher Wichtigkeit werden würde. Der Saal ist drückend voll und alle sitzen sieberhaft erregt zusammen.

Der Führer ist in Berlin, und vor dem

Hotel Kaiserhof klauen sich die Massen. Verhandlungen gehen noch hin und her, mehr weiß man nicht.

Es ist wie ein Vulkan, der noch nicht ausgebrochen ist, aber in jedem Augenblick ausbrechen kann, dieser 29. Januar 1933, ein Sonntag.

Schulz überblickt das rauschende Meer der Versammlung. Der Ortsgruppenleiter spricht ein paar Worte und dann steht auf einmal der Sturmführer Schulz auf der Bühne.

Zum ersten Male hören ihn seine Kameraden hochdeutsch reden, ein kaltes, messerscharfes, drohendes Hochdeutsch.

„Heute noch sind wir eine Partei!“ ruft er und seine Worte fallen langsam wie Hammerschläge, „morgen aber werden wir Deutschland sein! Ich habe niemals etwas prophezeit, außer, daß wir unsere Pflicht tun werden, wie und wo es auch sei. Jetzt aber möchte ich doch etwas prophezeien. Heute will ich prophezeien, daß morgen Deutschland frei ist und daß morgen der Reichskanzler des besreiten Deutschland Adolf Hitler heißen wird!“

Es war die erste und letzte Rede, die Schulz jemals in wohlgeformtem Hochdeutsch hielt und sie löst einen unendlichen und bejubelnden Jubel aus.

Das Horst-Wessel-Lied wird gelungen und wenn es bisher immer trotzig angestimmt wurde, so wird es jetzt jubelnd gelungen. Nach dieser Versammlung geht niemand nach Hause.

Sie ziehen zum Kaiserhof. Zu vieren und zu fünfen marschieren sie, mitten hinein in die Bannecke und keine Polizei hindert sie mehr daran.

Untenweg bekommt Schulz in seiner Bescheidenheit heftige Gewissensbisse. Da hat er ihnen nun etwas wie eine Karole eingekammert, nicht wahr? Und wenn nun alles doch wieder anders kommt? Wenn der Feldmarschall sich wieder weigert, wie er sich vor zwei Monaten, vor einem halben Jahr und vor einem ganzen Jahr geweigert hat? Und wenn dann der Führer wieder abreißt in die Berge, auf den Obersalzberg, und noch einmal zühe und verbißten den Kampf aufnehmen muß? Was dann?

Dann hat der Sturmführer Schulz einen horrenden Widdinn angerichtet.

Mit schwer und sorgenvoll gerunzelter Stirn marschiert er jetzt die Wilhelmstraße hinauf.

Vielleicht wird der Führer doch morgen Reichskanzler. Dann wird, endlich, einmal eine Zeit der Ruhe kommen, denkt er, dann wird ein großer, festlicher Urlaub kommen und dann wird einmal Zeit genug sein an etwas anderes zu denken, als an Kampf und Tod und Tod und Kampf. Er überdenkt noch einmal die vergangenen sieben Jahre. Er denkt zufrieden zurück. Er hat seine Pflicht getan und er war ein braver und getreuer Soldat auch in diesem Kriege. Vor dem Kaiserhof redet die SA, der Menge gut zu.

„Geht nach Hause, Volksgenossen... der Führer muß seine Ruhe haben... morgen hat er einen harten Tag... seid vernünftig...“

Aber die Menge rührt sich nicht. Sie stehen seit langen Stunden hier und sie werden noch lange Stunden hier stehen bleiben, wenn es sein muß, bis zum andern Morgen.

Wieder und wieder steigt das Deutschlandlied zum nächsten Himmel, dann das Preußenlied dann das stolze Lied der SA und Getraute ohne Aufhören prasseln an die Scheiben des großen Hotels, daß sie erzittern.

Und dann steht mit einem Male Hitler unter einem offenen Fenster. Der weiße Platz erbebt unter dem rollenden Orkan von Jubel, der hinaufsteigt zu seinem ersten Gesicht.

Als der Abend des nächsten Tages, des 30. Januar 1933, über die Reichshauptstadt sinkt, ist die Wilhelmstraße ein schweigendes, rotüberzuckertes, leuchtendbrandendes Meer von Fackeln.

Niemand hat die Stürme alarmiert. Niemand hat die Hunderttausende zusammengeholt. Niemand hat sie Fackeln laufen lassen, niemand hat sie marschieren lassen.

Ihre eigenen Herzen haben alarmiert, haben Fackeln gefaßt und sind marschiert. Denn der Führer Adolf Hitler ist an diesem Tage Reichskanzler und Vorkämpfer des Reiches geworden.

Der Sturmführer Schulz braucht keine Gewissensbisse zu haben. An der Spitze seines Sturmes marschiert er, in den Händen die Fackel und hinter ihm marschieren Hunderttausende. Die Kapellen pauken und dröhnen und publizieren, eine Komme von Blumen trägt sich auf die Soldaten dieser Revolution.

An diesem Abend brauchen sie nicht mehr zu kämpfen.

Sie brauchen nur hinaufzusehen nach den Fenstern der Reichskanzlei. Dort steht unter einem Fenster ein alter Mann mit schneeweißen Haaren.

Und unter einem anderen Fenster steht ein jüngerer Mann, dessen Antlitz sie kennen seit Jahr und Tag.

Der Feldmarschall und sein neuer Kanzler.

(Schluß folgt.)